

Ich bin ich

gehörlose und hochgradig schwerhörige Jugendliche
im Aktionsfeld von Kirche, Leben und Lebensbewältigungsstrategien

Joachim Klenk

Ich bin ich. Ich beziehe mich im wesentlichen auf gehörlose und hochgradig schwerhörige Jugendliche. Dazu gesellen sich zu meinem Klientel inzwischen auch sogenannte CI-implantierte Jugendliche, vor allem jüngeren Alters. All die von mir gemachten Aussagen entsprechen einem bestimmten Realitätsausschnitt. Sie haben keinen Anspruch auf Allgemeingültigkeit, nehmen aber aus meiner Sicht Erfahrungen auf, die andere in anderen Bereichen ebenfalls zu machen scheinen. Die von mir oben genannte Gruppe von Jugendlichen sind ebenfalls wie hörende jugendliche bestimmten Einflüssen in ihrer Identitätsentwicklung ausgesetzt, allerdings leider mit einigen sehr negativen Konnotationen. Ich möchte hier den Begriff des „defizitären Lebenstrainings“ einbringen, das den eigentlich gewünschten Effekt (Lebenstraining) in vielen Fällen verfehlt und zum Teil zu problematischen psychosomatischen Entwicklungen führen kann. Auch hier gilt der Grundsatz: Die gehörlosen und hochgradig schwerhörigen Jugendlichen gibt es nicht. Es gibt

Egon, Stefan, Jasmin, Nina und andere, jeder für sich ist anders in seiner Individualität, ist von anderen Erlebnissen, Erfahrungen und Einflüssen geprägt. Pauschalisierungen sind also kontraproduktiv. Dennoch zeigen sich bestimmte Erfahrungswerte, die sich im Laufe der Jahre in unserer Jugendarbeit verfestigt haben. Hinweisen möchte ich auf das Gefühl, dass bei Jugendlichen in ihrem Aktionsfeld Leben entstehen muss, wenn sie sich diesen oder ähnlichen Aussagen stellen müssen. Hier nur zwei Beispiele: 1993 ein Professor: „Vorbildungen für die Entwicklung menschlichen Geistes, für Kultur und Zivilisation ist die menschliche Sprache. Sprache und Verstehen aber, verlangt Hören. Sprache ohne Hören ist grundsätzlich nicht denkbar. Erst Sprechen und Verstehen können macht aus dem zweibeinigen biologischen Wesen den Menschen.“

Ein weiteres Beispiel: 1999 – eine Psychologin und Gerichtsgutachterin für gehörlose Menschen, in einem Zeitungsinterview nach einer Totschlaggerichtsverhandlung gegen einen gehörlosen Mann: „Mit Hilfe der Sprache kann man beliebig und willkürlich mit Vorstellungen und Darstellungen umgehen. Das ist einem Gehörlosen nicht ohne weiteres

möglich. Ich bin der Meinung, dass Gehörlose nicht überzeugend lügen können.“ Diese Zitate wären durch Dutzend andere ergänzbar. Sie zeigen deutlich den gefährlichen Weg von Pauschalisierungen, die eine Minderheit von Menschen in unserer Gesellschaft in ein zweifelhaftes Licht rückt und die zudem fachlich und auch menschlich nicht aufrechterhalten werden kann. Wir stellen uns vor, was geschieht, wenn jugendliche dies in solch einer defizitären Atmosphäre, in der sich Identität entwickeln soll, aufwachsen und nun durch die Phasen der Pubertät und Adoleszenzentwicklung das eigene Ich suchen. Unterschätzen wir nicht die insgesamt dadurch erzielte Öffentlichkeitswirksamkeit, die letztlich jugendliche ebenfalls mitträgt.

Unkalkulierbare Einflüsse? Ich möchte mit den oben genannten Gedanken darauf hinweisen, dass Elternhaus, Schule, Seelsorge und hörende Umwelt sehr wohl einen sehr starken Einfluss auf das Empfinden gehörloser und hochgradig schwerhöriger Jugendlicher haben können. Für mich persönlich ist die Deutsche Gebärdensprache auch deshalb ein so enormer Schritt nach vorne, weil ganz praktisch in einer positiven Richtung ein scheinbar lästiges Defizit völlig

anders betrachtet und gewertet wird. Ich gehöre nicht zu denen, die in der Deutschen Gebärdensprache ein Allheilmittel zur Lösung aller Probleme sehen, dennoch meine ich, dass gerade die Durchsetzung der Deutschen Gebärdensprache, speziell im Blick auf jugendliche, zu einem völlig anderen Selbstverständnis gehörloser und hochgradig schwerhöriger Jugendlicher in vielen Fällen beigetragen hat. In einer Phase, beispielsweise der Pubertät, die ich mit dem Begriff „Wegen Umbau geschlossen“ bezeichnen möchte, in der Jugendliche einen teilweisen Rückzug antreten, aus Protest, aus Frustration, aus Orientierungsangst oder aus purem Abgrenzungsbedürfnis, also in einer solch sensiblen Entwicklungsphase, darf ein Kategorisieren, ein Abstem-peln und Ausgrenzen auf keinen Fall jugendbezogene Arbeit prägen. Gefordert sind Mut-machen, positive Reize, sensibles Verstehenwollen, Andock-angebote (Streetworking) und letztlich viele Gespräche. Hier liegt aus meiner Sicht eines der entscheidenden Ansätze und Begründungen für kirchliche Arbeit mit gehörlosen und hochgradig schwerhörigen Jugendlichen. Nicht Jugendliche aus einem falsch verstandenen Helfersyndrom heraus retten zu wollen ist Ziel, sondern ihnen Anlaufstationen, persönliche

Gespräche, niederschwellige Vertrauensbasis für die eigene Entwicklung zu schaffen. Ziel sind Kompetenzenreize für die Startrampe ins Leben statt defizitärem Denken und die Entwicklung eines selbstbewussten Eigenempfindens. Eben: „Ich bin ich“ und zwar als Mitglied einer Minorität (Gehörlosengemeinschaft) und zugleich als Mitglied einer Majorität (Gesellschaft – Kirche – Verein etc.). Psychologen sagen dazu Selbstwert, Theologen nennen es Ebenbild Gottes. Mögen die Termini auch unterschiedlich sein, gemeint ist ähnliches. Beispiele aus der kirchlichen Praxis: *Die Fähigkeit, sich (wirklich) mitzuteilen*: Inzwischen bundesweit bekannt sind Kanutouren der kirchlichen bayerischen Gehörlosengrund (EGJ). Diese Kanutouren werden inzwischen auch von Berlin, Brandenburg u. a. durchgeführt. Bei diesen Touren entwickeln sich nicht nur die klassischen Gruppenprozesse, die wir alle kennen. Jugendliche gewinnen auch nicht nur Selbstwert aus der Erfahrung in der Natur, ohne Kiosk, MTV und McDonalds, auf sich allein gestellt zu sein. Was vor allem entsteht bei diesen Reisen ist eine wirkliche Vertrauensbasis, allerdings nur, so unsere Erfahrung, wenn eine entsprechende vollwertige Kommunikation vorhanden ist, meist die Deut-

sche Gebärdensprache, allerdings hier auch nicht immer. Dies ist die Basis für eine gute Jugendseelsorge. Dass mein Gegenüber dabei ein Gehörloser oder hochgradig schwerhöriger Jugendlicher ist, spielt zunächst eine völlig nebengeordnete Rolle. So werden Gespräche möglich über persönliche Zukunftsfragen, über religiöse Fragen, über Gottesbilder, über Kritik an Kirche, über eigene Gefühle, über Partnerschaftsfragen und vieles mehr, bis die Batterien der Taschenlampen leer sind. Jugendliche lernen bei solchen Diskussionen, Gesprächen, sich selbst wirklich auszudrücken, d.h. ihre eigenen Gefühle einzubringen und zwar in einer sehr differenzierten Form. Dies bleibt im übrigen nicht auf die sogenannte Bildungsschicht beschränkt, sondern ist ebenfalls bei Jugendlichen sichtbar, die einen scheinbar „niedrigeren Bildungsstand“ besitzen. *Die Fähigkeit eigene Ressourcen zu entdecken*: Die Evangelische Gehörlosengrund Bayern hat das sogenannte „Café Gehörlos“ mit einigen Jugendlichen aus dem Hauptschulbereich entwickelt. Ein alter Bauwagen einer Baufirma wurde zu einem bunten Gehörlosencafé umgebaut. Eigene Ressourcen zu entdecken, bedeutete hier: Konzeptionsentwicklung von A–Z. Informationen einholen. z.B. zu

Solarenergie und Selbstversorgung, Zuschüsse miteinander beantragen, Öffentlichkeitsarbeit planen, Zielgruppen ins Auge fassen, eigene Arbeit strukturieren und vieles mehr. Ich bin ich – im Aktionsfeld Kirche leben und letztlich auch mit Lebensbewältigungsstrategien konfrontiert zu werden, erhielt hier eine ganz praktische Umsetzung. In dem bisher gelaufenen Zeitraum von 2 1/2 Jahren kam es auch zu dem Punkt, an dem Jugendliche miteinander diskutierten, wer bin ich und wie fühle ich mich.

Die Fähigkeit, Kompetenzen zu entwickeln und zu erhalten: Als wir 1994 angingen, sagten viele Fachleute, innerhalb und außerhalb der Kirche (und des Gehörlosenbereichs), dass gehörlose Jugendliche und junge Erwachsene nur in geringem Maß abstraktionsfähig und damit letztlich nicht kirchenfähig seien. Gott sei es gedankt, er hat mich und andere mit einer gesunden Skepsis ausgestattet, so dass solche Aussagen auf kaum fruchtbaren Boden fielen. Die EGJ begann mit Fortbildungen für ehrenamtliche MitarbeiterInnen, die exakt den Fortbildungsrichtlinien auch hörender MitarbeiterInnen entsprechen und die oben gemachten Aussagen widerlegen. Nicht eine simple Aufbereitung

von Sachverhalten, sondern im wahrsten Sinne pädagogisch elementarisierte Aufarbeitung ermöglichte es, ergänzt durch die Deutsche Gebärdensprache und Dolmetschtätigkeit an fachlichen Fragen mit den Mitarbeitern zu arbeiten. Psychologische Entwicklungsprozesse, pädagogische Fragen, Kommunikationsfragen, Umgang mit Konflikten, die Frage wie ich mich als Mitarbeiterin fühle und wann ich Überforderung empfinde, all dies und vieles mehr, bis hin zu spirituellen Fragen und dem Feiern von Gottesdiensten, Lachen, Weinen, Erstaunen, Bewegen, Nachdenken und betroffen sein, brachten im Ergebnis einen großen Schritt eigene Kompetenzförderung. Neben fachlicher Kompetenz war dabei die emotionale Kompetenz von entscheidender Wichtigkeit. Inzwischen arbeiten regelmäßig und punktuell ca. 50 ehrenamtlich ausgebildete MitarbeiterInnen in der EGJ in Bayern mit.

Plädoyer für ein menschenwürdiges Menschenbild als Startrampe

Ich möchte an dieser Stelle keine theologische Begründung für menschenwürdiges Handeln und Denken ausbreiten. Dazu fehlt uns die Zeit. Ein kleines Beispiel soll uns helfen dieses

Thema zumindest zu streifen. Ich möchte von einer jungen Mitarbeiterin sprechen. Sie ist selbst gehörlos, arbeitet in Kindergruppen mit und holte wie üblich zweimal im Monat eine Kindergruppe mit mir gemeinsam freitags an einer Gehörlosenschule ab. Ich muss dazu sagen, dass sie schriftsprachlich sehr gut ist, wenn auch nicht perfekt kompetent, momentan eine kirchliche Ausbildung macht, in einem kirchlichen Jugendparlament sitzt und sich bemüht, in Zukunft die kirchliche Arbeit in Bayern mitzugestalten. Wir standen also beide an unserem VW-Bus. Einige Kinder waren bereits eingestiegen, als plötzlich eine Erzieherin vorbei kam (Ende 40), an meiner Praktikantin und mir vorbeischnitt und in laut hörbarem Deutsch (ohne Gebärden), die gehörlosen Kinder fragte, wer denn hier die Aufsicht hätte. Da die Kinder nichts verstanden (und trotzdem nickten), fragte sie zunächst mich, ich stand einfach näher. Ich verwies auf meine Praktikantin, mit dem Vermerk, sie möge bitte Gebärden benutzen, da meine Praktikantin gehörlos sei (ich gebärdete LBG dazu, damit meine Praktikantin mitsehen konnte). Verduzt hörte ich die Frage, weshalb ich plötzlich gebärde und als sie weiterreden wollte (was auch immer), sah sie in meiner Prak-

tikantin (endlich!) das verlorene Schaf, ein ehemaliges Mitglied ihrer Internatsgruppe. Sie freute sich so sehr, dass sie meine Praktikantin ohne „kommunikative Vorwarnung“ heftig umarmte.

Meine Praktikantin kommunizierte höflich in LBG. Folgender Kurzdialog entstand:

Erz.: Mamma gehts gut?

P.: Ja, meiner Mutter geht es gut.

Erz.: Papa viel Arbeit?

P.: Ja, Papa hat genug Arbeit.

Erz.: Du groß geworden.

P.: Stimmt, schon 170 cm groß.

Erz.: Und schlau, ich habe gehört.

P.: Meinen Sie meine Ausbildung.

Erz.: Ja, du hast München geschafft (Realschulabschluss)

P.: Inzwischen habe ich das Fachabitur gemacht und möchte studieren.

Erz.: Mensch, dann hast du ja bald eine tolle Ausbildung für Gehörlose.

P.: Ja, ich könnte sogar ihre Vorgesetzte werden.

Erz.: Na, das wird ja noch dauern.

Verabschiedung: ohne Umar-mung.

Dieser kleine, nette Dialog an einem bayerischen VW-Bus ist ein schönes Beispiel für den Umgang zwischen Menschen. Latent vorhanden ist eine Haltung, die innerlich der gegenüberstehenden Person nicht allzu viel zutraut, sie innerlich abzuwerten scheint und letztlich keine Kompetenzen zutraut. Meine Mitarbeiterin hat, Gott sei gedankt, Lebensbewältigungsstrategien entwickelt, die ihr sogar erlauben einen solchen Dialog zu führen, ja geradezu zu gestalten. Im Anschluss an diese Begebenheit hatten wir ein sehr langes Gespräch. Deutlich wurde, dass dieses Gespräch schmerzte, alte Wunden aufriß. Das Gefühl einer unglaublichen Diskriminierung bzw. nicht wirklich ernst genommen zu werden, war vorhanden. Dieses Gefühl erlebe ich nicht nur bei den sogenannten starken und gebildeten, gehörlosen Jugendlichen, sondern auch bei den gehörlosen und hochgradig schwerhörigen Jugendlichen, die andere oder nicht so gute Rahmenbedingungen ihrer Entwicklung und Bildung hatten. Unsere Erfahrung ist auch die der Shellstudie von 1998, dass der Bildungsstand eine Rolle spielen kann, aber nicht muss. Viele Faktoren, Freundeskreis, elterliches Umfeld etc. spielen hier mit. Und überraschenderweise erle-

ben wir auch gehörlose und hochgradig schwerhörige Jugendliche, die mit einem niedrigen Bildungsstand durchaus clever durchs Leben gehen, eigene Ressourcen entwickeln und Lebensbewältigungsstrategien, die einen erstaunen lassen.

Schlußbemerkung:

Kirchliche Arbeit hat den Auftrag, aus christlich begründetem Menschenverständnis heraus, die Grundlage für ein menschenwürdiges Miteinander anzubahnen. Niederschwellige und wirklich gute Angebote müssen kommunikativ so gestaltet sein, dass eine wirkliche Kommunikationsbasis erreicht wird, die die Bezeichnung auch verdient. Kirchliche Arbeit ist immer Arbeit mit und für Jugendliche und hat zum Ziel, Selbstwert zu stärken, Ressourcen zu fördern, Kompetenzen auszubilden und schließlich ein eigenständig positives Persönlichkeitsempfinden anzubahnen zu helfen. Denn nur wer als Persönlichkeit in sich ruht und als Persönlichkeit selbstbewusst sagen kann „ich bin ich“, nur der wird im positiven Sinne im Aktionsfeld Leben, Kirche und Lebensbewältigungsstrategien stehen. Ziel müsste es sein, daß gehörlose und hochgradig schwer-

hörige Jugendliche sagen können „Ich bin ich, so wie ich bin. Und das ist gut so“.

*Joachim Klenk
Gehörlosenjugendpfarrer
für Bayern*

Literatur:

Kasten Hartmut, Geschwister,
München 2/98

Ders., Pubertät und Adoleszenz,
München 1999

Hülshoff Thomas, Emotionen,
München 1999

Schmucker Klaus, Zukunft
braucht Jugendarbeit, in: Das
Baugerüst, 4/98, S. 58-68

Klenk Joachim, Ich bin gehörlos – na und!. Soziale Probleme Jugendlicher aus der Sicht der kirchlichen Jugendarbeit,
in: HK 2/95, S.71-78

Ders.: Es ist normal verschieden zu sein - zeigen wir es, HK
2/96, S. 163-166

Hintermair
Manfred , Psychosoziale Aspekte des Cochlea-Implatats, Hör
Päd 38, Heidelberg 199